

# Caretta caretta!

## Lyrik und Prosa aus Zypern



Herausgegeben von Michaela Prinzing  
Supplemento der »Jungle World« Nr. 42, 15. Oktober 2009

**Michaela Prinzing**, geb. 1963 in Wien, ist Literaturwissenschaftlerin und Übersetzerin zahlreicher griechischer und zyprischer Autoren, ausgezeichnet mit dem Griechisch-Deutschen Übersetzerpreis 2003. Sämtliche literarischen Texte des Supplemento wurden von Michaela Prinzing aus dem Griechischen bzw. aus dem Englischen (Adriana Ierodiaconou und Nora Nadjarian) übertragen. Homepage: [www.mprinzing.de](http://www.mprinzing.de).

Die Autorenfotos stammen von **Erato Kantouna** und **Socrates Massouraas**.

Kantouna wurde 1953 in Famagusta geboren, lebt seit 1974 in Limassol. Wurde für ihre Porträts und Naturaufnahmen mehrfach ausgezeichnet.

Massouras, geboren 1957 in Nikosia, arbeitet vor allem als Landschafts- und Architekturfotograf und ist Vizepräsident der Fotografischen Gesellschaft Zyperns.

Literaturhinweis:

**Zypern literarisch**. 12 Porträts. Herausgegeben von Georgea Solomontos, Botschaft der Republik Zypern, Berlin 2008. Zypern. Zu beziehen unter [www.ruffel.de](http://www.ruffel.de)

# Caretta caretta!

## Lyrik und Prosa aus Zypern

Herausgegeben von Michaela Prinzing

Vorwort der Herausgeberin

### Gibt es eine zyprische Literatur?

Und wenn ja, warum nicht? Eine ähnliche Frage stellte sich vor einiger Zeit die Literaturkritikerin Sigrid Löffler zur österreichischen Literatur. Ist Österreich ein Sonderfall der deutschen Literatur bzw. Zypern eine Satellitenerscheinung der griechischen Literatur? Oder sind beide organische Bestandteile der übergreifenden Sprachkultur?

Zypern am Schnittpunkt der Kulturen, besonders zwischen christlich geprägter und islamischer Welt, hat immer schon die Koexistenz verschiedener Sprachen, Religionen und Mentalitäten gefördert. Auf der Insel werden viele Sprachen gesprochen: Griechisch, Türkisch, Armenisch, Aramäisch bzw. Kormakiti-Arabisch, Roma und die Sprachen der seit dem EU-Beitritt Zyperns immer zahlreicher gewordenen Immigranten wie etwa der Philippiner, Sri-Lankesen, Polen und Ukrainer. Und Englisch – die Sprache der ehemaligen Kronkolonie – ist allgegenwärtig. Die Insel weist eine Umgangssprache auf, den zyprischen Dialekt, der lange Zeit nur mündlich tradiert und erst spät verschriftet wurde. Als sprachliche Peripherie fühlt sie sich dem Zentrum – Griechenland – einerseits zugehörig und andererseits ausgeliefert. Das Phänomen »Mutterland« erzeugt auch auf literarischem Gebiet ein Dilemma zwischen Assimilierungsdruck und Autonomieanspruch.

Kyriakos Charalambidis, der Doyen der Dichterszene auf Zypern, meint: »Die Tragödie ist ein zweischneidiges Schwert. Sie macht die guten Poeten besser und die schlechten Poeten schlechter.« 1974, das traumatische Jahr der Teilung, hat die Literaten beeinflusst, geprägt, motiviert und auch gelähmt. Nach 2003 ergab sich, lange nach der Vertreibung, die Möglichkeit der Rückkehr an die verlorenen Orte der Kindheit und Jugend. Wie stellt sich die junge Literaturszene Zyperns diesen Fragen?

Dieses Supplement stellt junge Autoren vor und bietet eine Auswahl von Lyrik und Prosa aus der zyprischen Gegenwartsliteratur.

## Das Große im Kleinen



Die Literatur hat zwei Möglichkeiten: Entweder zieht sie sich ins Private, auf individuelle Erlebnisse zurück oder sie begreift sich als Teil der Gesellschaft und der Geschichte. Viele, wenn nicht die meisten Literaten und Literatinnen wählen Mischformen zwischen diesen beiden extremen Polen.

Die 1978 geborene zyprische Lyrikerin Christiana Avraamidou scheint ihren Standpunkt zwischen Politisierung und dem Blick nach Innen genau und selbstkritisch abzuwägen: »Manchmal spüre ich, dass ich nicht zur zyprischen Familie gehöre, dass ich den Schmerz der Mutter, die ihr Kind im Krieg verloren hat, nicht nachvollziehen kann. Ich fühle mich klein vor alledem. Vielleicht ist meine Thematik im Vergleich dazu nicht so bedeutsam, aber möglicherweise ist es so, dass ich eine neue Generation verkörpere, die eine andere Art von Schmerz und Einsamkeit erfahren hat.«

Christiana Avraamidou wurde vier Jahre nach den traumatischen Ereignissen von 1974 in Athen geboren. Ihre Texte – bislang vier Gedichtsammlungen – werden im renommierten Athener Lyrikverlag Planodion verlegt. Sie hat den Sprung in die Verlagsmetropole des

»Mutterlandes« geschafft. Die sehr persönliche Dichtung von Christiana Avraamidou, die an eine Art Tagebuch erinnert, ist lyrisch und empfindsam, voller Gefühl, Spontaneität und verhaltener Kühnheit. Die Gedichte, die Christiana Avraamidou schreibt, beweisen ihr Engagement für das Kleine, das (scheinbar) Unbedeutende, das Verborgene. Sie betont die Rolle, die die Einzelheiten und die kleinen Dinge in der Poesie spielen, weil sie sich mit umstürzlerischer Bedeutung aufladen können, wenn das dichterische Wort ihnen plötzlich eine Hauptrolle zuteilt: »Das Leben erhält Bedeutung und Wesentlichkeit durch das Detail. Das Geringste ist der Anfang des Ganzen. Die größte Tragödie und die größte Komödie sind nicht durch viele Worte zu beschreiben, sondern durch eine alltägliche Szene, die von sich aus alles schon sagt. Wie ein Mädchen etwa, das am Strand sitzt – ganz allein.«

Die Poesie wird zum Wunderland, das die kleine Alice (oder Christiana) mit großen Augen entdeckt. Das Reich der Poesie verspricht Heilung von den Wunden, die das Leben schlägt. Aber es ist auch ein Ort der Scham, denn befragt, ob sie das Thema der Rückkehr an den Ort des Ursprungs und der Kindheit nach der Vertreibung von 1974, die so viele zyprische Autoren beschäftigt, literarisch interessiert, antwortet sie:

»Ich schäme mich, es zu sagen, aber es hat mich noch nicht persönlich berührt. Es kommt mir nahe durch Geschichten von Menschen, die die Vertreibung am eigenen Leib erlebt haben. Es hat etwas Magisches für mich, ihren Beschreibungen zu lauschen. Ich schäme mich jedoch noch mehr, wenn ich sage, dass ich manchmal den Wunsch verspüre, an ihre Stelle zu treten, mich als Teil eines historischen Traumas meiner Heimat zu fühlen. Ich weiß, das hört sich verrückt an.«

Zur Generation der nach 1974 Geborenen zu gehören wird für junge zyprische Autoren zuweilen zum Ursprung einer Scham, wenn der literarische Blick nicht nach außen, zum gesellschaftlichen Ganzen, sondern nach Innen, zum Kern des Individuums geht. Die Frage stellt sich, welche ästhetische Chance die jüngste Generation bekommt, die historisch persönlich unbelastet, aber sicherlich vom kollektiven Unbewussten mitgeprägt ist.

Interessant wäre es, Christiana Avraamidous Dichtung in einen Dialog mit einem der älteren zypri- schen Autoren treten zu lassen, zu Jorgos Moleskis' »Der Nutzen der Dichtung«. Darin sagt er, es be- dürfe vieler Worte und Gesten, um das Zwecklose und das Unbedeutende auszudrücken, so wie man die Geschwindigkeit brauche, um die Bewegungslosigkeit wiederzugeben, und vieler Worte, um das Nichts darzustellen. Und man brauche die Poesie, damit dieses Nichts irgendeinen Sinn bekomme. Doch da sich die junge Dichterin ganz bewusst mit dem Unbedeutenden identifiziert, das durch die dichterische Reduktion und Abstraktion wieder neue Bedeutung erlangt, bedarf die Darstellung ihres ganz individu- ellen Nichts keiner großen Worte, sondern berührt durch seine aufrichtige Unmittelbarkeit.

(Gedichte von Christiana Avraamidou auf den Seiten 12 und 13)

Porträt Zeleia Gregoriou

## Das Dilemma der Sprachen



Zeleia Gregoriou wurde 1968 in einem kleinen Ort bei Paphos geboren, sodass ihr das Lebensgefühl der Pe- ripherie von Geburt an vertraut war. Besonders intens- iv hat sie Diaspora und Exil erfahren, als sie etwa zehn Jahre in den USA lebte und dort zu schreiben be- gann – in ihrer Muttersprache und auf der Suche nach ihren eigenen Worten und ihrer eigenen Ästhetik. Da- mals stand sie unter dem direkten Einfluss ihres amer- ikanischen Arbeitsumfeldes, ihrer philosophischen Lektüre und ihrer persönlichen Erfahrungen in der Fremde.

Die Rückkehr Ende der neunziger Jahre fiel ihr nicht leicht, und vor allem nicht auf eine Insel, die ihr auf den ersten Blick rückständig und patriarchalisch er- schien. Nach der Beschäftigung mit Philosophen wie Derrida, Kristeva, Cixous und Irigaray war die Rück- kehr in die Realität der zypri- schen Grundschulen hart. Heute scheint sie am Ziel aller akademischen Träume angekommen: Sie lehrt an der Universität Zypern in Ni- kosia. Doch ihr kritischer, durchdringender Blick, ihr Widerspruchsgeist und ihr poetischer Wille sind ihr nicht abhanden gekommen.

Nach ihrem Aufenthalt in den USA zeichnete sich in Gregoriou Werk nach ihrer Heimkehr eine Wende ab. Waren in der Vergangenheit postkoloniale Theorien, Feminismus und philosophisch- poetische Einflüsse der angloamerikanischen Welt stark spürbar gewesen, so treten nun andere, privatere und direktere Themen wie Erinnerung und Liebe in den Vordergrund.

Die gefährdete Art der *Caretta caretta* (so heißt auch einer ihrer Gedichtbände), der Unechten Kar- rettschildkröte, die auch in Buchten Zyperns nistet, steht vielleicht auch für den Poeten an sich, der eine vom Aussterben bedrohte Art darstellt. Wegen ihres Fleisches, ihrer Eier und ihres Schildpatts gejagt, steht sie nunmehr unter Naturschutz. Die Meeresschildkröten leben in zwei Welten, an Land und unter Wasser. Im gleichnamigen Gedicht des Bandes scheint die Unvereinbarkeit zwischen den Welten, vielleicht auch zwischen Mann und Frau, zu Tage zu treten. Die *Caretta caretta* erinnert ge- wissermaßen an eine Meerjungfrau, der die Vereinigung mit einem Menschen versagt ist, es sei denn, sie nimmt es in Kauf, ihr eigentliches Wesen zu verraten.

In einem Text »Das Blutbad der Übersetzung«, der nach einem Aufenthalt in Deutschland und nach der Erfahrung mit Lesungen vor deutschsprachigem Publikum entstand, beschreibt Zeleia Gregoriou die Erfahrung des Aufwachsens mit zwei Muttersprachen. Immer ist auf Zypern der Gegensatz zwischen Vater- und Muttersprache spürbar, zwischen einer Sprache der dominanten Kultur, der Obrigkeit und der Kirche, des Handels und der Verwaltung, und einer Sprache der privaten Sphäre, einer Umgangssprache, die in der Familie gesprochen wird.

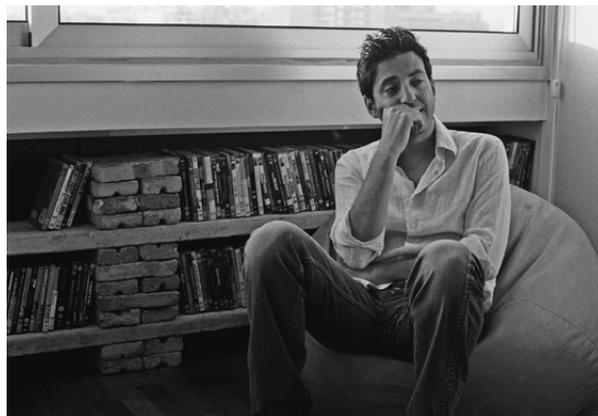
Das Zyprische ist ein griechischer Dialekt, der sich durch bestimmte phonetische Besonderheiten und durch den Wortschatz, der zum Teil auf sehr alte Schichten des Griechischen zurückgreift, von der gemeingriechischen Standardsprache Athener Prägung unterscheidet. Seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gibt es eine verschriftete überregionale zyprische Volkssprache im Gegensatz zur allgemeinen griechischen gehobenen Verwaltungs- und Kirchensprache. Der zyprische Dialekt bestand zunächst nur in mündlicher Tradition, doch zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert hat sich eine Reihe von Texten in dieser zyprischen Volkssprache erhalten. Im Zuge der Alphabetisierung wurde die Sprache jedoch nicht mit Texten im zyprischen Dialekt, sondern mit Athener Fibeln in Standardsprache erlernt.

So gerät der Erstklässler in einen (nicht nur) sprachlichen Konflikt beim Anblick des standardgriechischen Wortes »Mamá« oder »Mitera« – das erste Wort eines so gut wie jeden Kindes –, das in den Athener Lesefibeln der zyprischen Grundschulen steht. Der Verlust des mit der Muttermilch eingesogenen zyprischen »Mámma« zementiert schon beim Erstklässler eine Diskrepanz zwischen gesprochener und gefühlter Sprache einerseits und gelesener, angelesener und studierter Bildung andererseits. So entsteht bereits in der Grundschule ein Gefühl der Entfremdung, das die Sprecher des Zyprischen ihr Leben lang nicht mehr loslässt.

*(Gedichte von Zeleia Gregoriou auf den Seiten 16 und 17)*

Porträt Jorgos Trillidis

## Die Subversion der Ironie



Jorgos Trillidis, Jahrgang 1976, mag keine akademischen Fragen. Besonders, wenn man ihn mit folgendem Gedankengang konfrontiert: Wir seien doch gerade dabei, die nationalstaatliche Ordnung, die aus dem 19. Jahrhundert stammt, in Richtung eines geeinten Europa zu überwinden: Sollten wir da nicht auch das Konzept der »Nationalliteratur« hinter uns lassen? Sollten wir nicht den Begriff »zyprische Literatur« als Chance auffassen, eine Literatur zu beschreiben, die mehr als eine Sprachkultur umfasst?

»Mal im Ernst: Es gibt keine zyprische Literatur. Es gibt Zyperngriechen, die auf Griechisch schreiben, die aber kein Mensch in Griechenland liest. Es gibt Zyperntürken, die auf Türkisch schreiben, die aber kein Mensch in der Türkei liest. Und es gibt andere – Armenier, englischsprachige Zyprioten etc. –, die auf Englisch schreiben, aber auch kein Publikum finden. Also findet diese Art »post-natio-

naler< Literatur seit Jahrzehnten auf Zypern statt. Na und? Hat es was gebracht? Warum sollte man denn einen Übergang von einer ›Nationalliteratur‹ zu etwas Anderem, Größerem, Umfassenderem herbeisehnen? Jeder von uns sollte in einem Zimmer sitzen und versuchen, so gut wie möglich zu schreiben, nur das hat Bedeutung.«

Damit gesellt auch er sich zu den Stimmen der jüngeren Schriftstellergeneration, die nach dem Jahr 1974 geboren wurden. Sie wollen sich freischreiben von der Geschichte, und sie wollen sich auf ihr Schreiben konzentrieren, in einem Zimmer für sich allein, wie es Virginia Woolf angeregt hatte. Und sie wollen ihren eigenen Duktus finden, unabhängig davon, in welcher Sprache sie schreiben. Trillidis meint charakteristischerweise dazu: »Wir haben Respekt vor der Geschichte, aber die Zeit der Kampflieder ist vorbei.«

Jorgos Trillidis wurde in Nikosia geboren, studierte in Athen Rechtswissenschaften und in Edinburgh Politikwissenschaften. 1998 und 2000 hat er zwei bemerkenswerte Talentproben abgelegt, nämlich zwei Bände mit Kurzgeschichten: »Hängengeblieben in unseren Mandelwagen« und »Endzeremonie«. Nach diesem erfolgreichen Start als Literat verdient Jorgos Trillidis seinen Lebensunterhalt nunmehr als Rechtsanwalt. Dass er sich in Zukunft nicht ausschließlich in dieser Rolle sieht, darauf deutet der Umstand hin, dass er 2006 einen Studiengang in Creative Writing an der University of East Anglia abschloss.

Jorgos Trillidis' Stil ist pointiert, geprägt von Ironie und Selbstironie. Zu seinen literarischen Vorlieben und Vorbildern meint Jorgos Trillidis nur: »Der Lieblingsregisseur des trashigen Ed Wood war auch Orson Welles, aber deshalb hat er auch keine besseren Filme gemacht.« Die Einflüsse von Kino und Rockmusik sind in Trillidis' älteren Texten nicht zu leugnen. Heute sieht er die Dinge etwas abgeklärter: Sie hätten ihm früher als Stützen gedient, heute spielen sie nur noch eine untergeordnete Rolle. In »Endzeremonie« gibt es eine Erzählung, die mit dem spektakulären Selbstmord des Protagonisten endet, der im Zeichen verschiedener angloamerikanischer Rocksongs steht. Generell hat Trillidis seinen zweiten Erzählband unter das Motto »Tod« – in Form von Siechtum, Selbstmord, Unfall, Euthanasie – gestellt. Trocken, wie in all seinen Statements, erläutert er das Motiv: »Damals war ich 22. Ich wusste keinen besseren Weg, um ernst genommen zu werden.«

Bereits den ersten Band seiner Kurzgeschichten hat Trillidis durch ein gemeinsames Element zu verknüpfen gewusst. Verbindendes Thema waren alle möglichen Arten von Fortbewegungsmitteln als Schauplätze der Handlungen. In der Bewegung von hier nach dort, in der Mobilität, im Unterwegssein entwickelt sich eine Geschichte. In seinem zweiten Erzählband steht das Zu-Ende-Gehen, das Ablaufen einer Frist im Mittelpunkt, also der Tod in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen. Aber schnell stellt der Leser fest, wie Trillidis mit diesem Thema umgeht: auf leichtfüßige und subversive Art und Weise. Die Erzählung »Eins zu einer Million« etwa über den tödlichen Verkehrsunfall eines braven Familienvaters und die groteske Benachrichtigung seiner Ehefrau durch die den Tod auf zynische Weise verwaltende Institution – das Krankenhaus und den zuständigen Arzt – ist auf ganz theatralische Weise wie ein kleiner Einakter aus fünf Szenen aufgebaut. Die am Morgen zum Ärger des Familienvaters stehen gebliebene teure Uhr wird zum Symbol dafür, dass die Zeit abgelaufen ist, und zum Symbol eines angekündigten Todes.

Trillidis' Erzählungen spielen in einem undefinierten Raum, in einer anonymen Großstadt, in einem Hotel, das irgendwo stehen könnte. Lediglich in einer Geschichte, in der er seinen eigenen Großvater verewigt, wird das Setting plötzlich »regional«, und zwar durch die Sprache des Großvaters, der den zyprischen Dialekt verwendet. Plötzlich wird in einer Welt, in der alles global, alles gleichzeitig und überall auf der Welt verfügbar und zugänglich ist (siehe Internet) und keinen Ursprung mehr zu haben scheint, die Herkunft und das Regionale betont. In der Erzählung versuchen Tochter und Enkel den Großvater zu überreden, sich in England ärztlich behandeln zu lassen, was der Großvater aus ideologischen Gründen strikt ablehnt, da er fürchtet, seine Identität zu verraten, wenn er ins »Feindesland« führe. Der Großvater verkörpert das Zu-Ende-Gehen einer kulturellen Identität, die sich definierte im Kampf gegen die Engländer, gegen die Unterdrücker, gegen die politischen Gegner, und auch als Abgrenzung des Regionalen gegen das übermächtig Globale. Nicht umsonst hängt die Drohung mit dem Altersheim im Raum, also mit der »europäischen«, der »fort-

schrittlichen« Form der Unterbringung der Alten im Vergleich zur althergebrachten Altenpflege in der Familie.

Es ist verständlich, dass sich junge zyprische Autoren scheuen, den Dialekt literarisch zu verwenden, und ihn daher nur ganz sparsam und gezielt einsetzen. Es könnte, so möchte man einwenden, ein Versuch sein, Sprache als Herrschaftsinstrument zu unterlaufen, da der Dialekt oftmals realistischer, naturalistischer, auch emotionaler als die Standardsprache ist. Damit könnte man aufbegehren gegen die Entfremdung durch die Entscheidungshoheit eines alles bestimmenden Zentrums – Nikosia, Athen, Brüssel.

Doch selbst angesichts dieser Möglichkeiten bleibt Jorgos Trillidis Realist, was die Reichweite der literarischen Äußerung und die Rolle der Literaten in einem sich erweiternden Europa betrifft: »Ich will den Film ›Das Tagebuch der Bridget Jones‹ zwar nicht unbedingt empfehlen, aber es gibt darin eine aussagekräftige Szene: Salman Rushdie, der sich selbst spielt, ist zu einer Buchpräsentation eingeladen. Das einzige, wonach die Gäste Salman Rushdie fragen, ist der Weg zur Toilette. Das ist meiner Meinung nach die Rolle des Literaten, sowohl in einem sich erweiternden Europa als auch in einem zur Bedeutungslosigkeit schrumpfenden Nationalstaat.«

*(Text von Jorgos Trillidis auf den Seiten 14 und 15)*

Andreas Maloris

## Die Flucht der Labormaus

*»... und es erhob sich ein großes Ungewitter auf dem Meer,  
dass man meinte, das Schiff würde zerbrechen...  
Aber Jona war hinunter in das Schiff gestiegen,  
lag und schlief. Da trat zu ihm  
der Schiffsherr und sprach zu ihm:  
Was schläfst du? Steh auf, rufe deinen Gott an!  
Ob vielleicht dieser Gott an uns gedenken will,  
dass wir nicht verderben.«  
Der Prophet Jona, 1, 4–6*

Andonis Polatsoglou – seit der Gymnasialzeit mit dem Spitznamen »Kid« versehen – nähert sich gemächlich dem kleineren von zwei Käfigen im hintersten Winkel des Labors. Dabei schwingt er eine Fünf-Milliliter-Injektionsspritze in der rechten Hand, deren Nadel wie ein winziges Flugabwehrgeschütz feuerbereit zur Decke zielt. Er legt die Spritze auf dem Fensterbrett ab und zieht den Schlüssel hervor.

Er schließt auf, entriegelt das niedrige, gepolsterte Türchen, das sich leise quietschend öffnet. Die schneeweiße Maus – »Versuchstier M-106«, wie aus dem Laborbericht ersichtlich – hockt zusammengekauert in der Ecke, wie ein regloses Sahnehäubchen, und ahnt nichts von Kids Absichten. Wohl bemerkt sie die Klaue, die sich nach ihr ausstreckt, doch ahnt sie nicht, was ihr bevorsteht. Denn für das Mäuschen ist Kid der Allmächtige.

Doch Kid ist in Wirklichkeit nicht der Allmächtige. Ein graue Maus auch er, innerlich und äußerlich – über vierzig, aufgrund mangelnder Nachfrage Junggeselle, grauhaarig mit Tonsuransatz, seit Jahren auf demselben Posten hockend: In einem großen multinationalen Pharma-Konzern ist er als kleiner Angestellter im Versuchslabor der Forschungsabteilung für das leibliche Wohl der Versuchstiere zuständig. Für Fütterung und Tränke, Säuberung, Verabreichung der Medikamente, selbst für die Entsorgung der toten Tiere, falls es – mit Absicht oder per Zufall – zum Unausweichlichen kommt. Ja, Kid war in der Tat der Tellerwäscher des Labors.

Demselben öden Rhythmus gehorcht auch sein Leben. Wie das Uhrwerk seiner Arbeitszeit – Ticktack von Zuhause zur Arbeit, Ticktack von der Arbeit nach Hause – zeigt er die Haltung eines – nicht einmal mehr menschenähnlichen – Roboters, dem es anscheinend genügt zu atmen. Mehr als einmal denkt er nie über dieselbe Sache nach. Wohl liest er regelmäßig die Zeitung und surft des Öfteren im Internet, doch damit hat es sich auch schon. Zweifel kommen ihm nicht. Er ist das, was man einen ruhigen, gesetzestreuenden Bürger nennt.

Einzig der Beiname »Kid« scheint seine konservative Natur zu übersteigen, doch selbst der gehört ihm nur zur Hälfte: Brüderlich teilt er ihn mit einem Freund aus der Schulzeit, der mittlerweile als Arzt im Ausland weilt und dem er ab und zu in der Antarktis des Cyberspace oder im Traum begegnet.

»Kid« – der Name war wie ein Handschlag, nachdem sie durch einen gemeinsamen Spleen unzertrennlich geworden waren: Als eingefleischte Cowboyfans verschlangen sie jeden Western, insbesondere Sergio Leones Spaghetti-Western, wenn sie – wie Eulen in Menschengestalt der Leinwand des Open-Air-Kinos zugewandt – denselben Film zwei- oder gar dreimal sahen, damit sie die Zweikämpfe besser nachstellen konnten. So kam es zur widerrechtlichen Aneignung des Beinamens »Kid«.

Mit der Zeit verblasste der Ruhm der einsamen Reiter, die dreiste Philosophie des Wilden Westens war überholt, doch »Kid« blieb »Kid«. Selbst heute noch begrüßen sie sich mit demselben Namen, wenn sie bisweilen E-Mails austauschen: »Hallo Kid!«, um dann, wie es sich gehört, zu Oberflächlich- oder Herzlichkeiten überzugehen.

Im Labor ist Kid für die Tiere, ja, der absolute Herrscher, der Allmächtige, der über allem stehende Richter, der über Leben und Tod entscheidet. Doch die Tiere, ihm von Natur aus unterlegen, können unmöglich seine wahren Absichten erkennen. Über den Sinn ihres Daseins, über den Zweck, dem sie in den Händen der Menschen dienen, werden sie gewiss zahllose Vermutungen anstellen, in den verschiedensten Variationen, vielleicht sogar auf ein besseres Leben nach dem Tode hoffen. Wer weiß? Möglich. Schwache Wesen tun das üblicherweise. Doch die herzlose und widersinnige Wahrheit werden sie niemals erfahren.

Doch wehe ihnen, sollte Kid tatsächlich Allmacht über sie haben! Trotz seiner absoluten Herrschaft unterscheidet er sich im Grunde nicht sonderlich von den Mäusen. Zwar führt er loyal die Anordnungen seiner Vorgesetzten aus, die er, unter uns gesagt, noch nie persönlich kennengelernt hat, doch wegen seines beschränkten Wissens und seiner Persönlichkeit begreift auch er den tieferen Sinn der Experimente, die tatsächlichen Absichten der Superhirne, die ihm Anordnungen geben, wohl nicht wirklich.

Selbst wenn die Genies aus den Planungsbüros nichts nach außen durchsickern lassen, werden auch sie von derselben finsternen Verzweiflung gequält: Jedes Mal, wenn sie ein Rätsel lösen, taucht ein neues auf, und der Krug des Wissens ist wieder bis auf den Grund geleert. Diese Qual nimmt durch den großen Konkurrenzdruck kein Ende. In ihrer geistigen Unzulänglichkeit ähneln sie – ja, in der Tat – dem öden Arbeitstier Kid.

In seinem Gurt trägt Kid in diesem Augenblick, als er mit der Injektionsnadel in der Hand über das Leben der verbannten Labormaus bestimmt, weder Patronen noch fuchtelte er, wie früher, mit der Sechs-Schuss-Pistole, als er vom oberen Viertel herunterstürmte und – stets im tadellosen Zusammenspiel mit dem anderen, später ausgewanderten Kid – an die fünfzig Indianer pro Angriff erledigte. Im Gegensatz dazu trägt er nun eine spezielle Halterung um die Hüfte, in der – wie im Beutel eines Känguruhs – diverse Fläschchen und Flakons in verschiedenen Größen und Farben stecken. Dabei handelt es sich um die Essenzen der Experimente, von denen er genau so wenig versteht wie von den Spritzen, den Tupfern etc. Er zieht den Schlüssel hervor, das Zuchthaus hat Besuchszeit und die Tür geht auf...

Das eingepferchte Versuchstier ist in der Tat ein Häufchen Elend. In tiefster Depression, in seiner Ausweglosigkeit eingesperrt, ist ihm alles gleichgültig. Als ob es ihm vor lauter Hoffnungslosigkeit ob seiner Sklaverei die Sprache verschlagen hätte. Nicht doch! An allem ist Kid schuld, da er ihm gestern zur selben Stunde die Adern mit einem Hormon vollpumpte, das die Moral zersetzt. Seitdem ist das Mäuschen in seinem Elend versunken, die Injektion hat seine gute Laune zunichte gemacht, genau so wie die Megapearls der Vollwaschmittel die Flecken aus der Kleidung beseitigen.

Heute jedoch erfüllt er buchstabengetreu die zweite und letzte Phase des revolutionären Versuchs, den der Konzern finanziert. Heute, kurz gesagt, soll er es mit einer chemischen Verbindung vollpumpen, die das glatte Gegenteil des ersten Mittels ist: ein anregendes Medikament, das Flügel verleiht und der verletzlichen Seele eine rosarote Brille verpasst, damit die Welt des »M-106« zu einer sonnendurchfluteten Garçonnière wird, voller Käse aus allen Winkeln der Erde.

In die Injektionspritze hat er – wie immer im Auftrag seiner unsichtbaren Vorgesetzten – auch das Hormon der erotischen Anziehungskraft gemischt, das von jedem verliebten Hirn ausgeschüttet wird. In derselben Dosis, die gestern den anderen Mäusen im Nachbarkäfig verabreicht wurde. Deshalb ist von nebenan nur der freudige Trubel eines bacchantischen Gelages zu hören: Die gedopten, strahlend weißen Labormäuse springen in einem fort unter spitzen, chinesisches anmutenden Schreien in die Luft, und es ist sonnenklar, dass sie in lustvoller Glückseligkeit schwimmen und ihr *Dolce Vita* genießen. Im Zuge endloser erotischer Stellungen saugen sie gierig den Geruch des anderen ein, bespringen einander und werden rücksichtslos besungen.

Doch was wäre, wenn alles nur eine Fälschung, eine Illusion von grässlicher Vorläufigkeit wäre?

Kid verliert keine Zeit. Er packt die einsame Maus am Nacken, vorsichtig wie ein randvoll gefülltes Glas, und bevor er ihr den suggestiven Stoff verabreicht, nähert er sich dem großen Paradieskäfig, öffnet ihn und schubst sie hinein, lässt sie frei mitten in die Arena. Keine Reaktion. So sehr sich die Mäusedamen auch in grober Anmache und raffinierten Verführungskünsten versuchen, es ist

verlorene Liebesmüh. Der Mäuserich trollt sich griesgrämig und versteckt sich weit von der Menge entfernt, einsam und bärbeißig, ein Eremit. Kid stellt den Kurzeitmesser ein und wartet.

Nach einer halben Stunde blickt er auf die Anzeige, flüstert »Jetzt!« und öffnet wiederum den Käfig: Er packt die elende Maus und hebt sie heraus. Instinktiv versucht sie zu entfliehen, doch geschickt steckt er ihre Schnauze in den Glasbehälter mit dem Narkosemittel und binnen kurzem liegt die arme Labormaus reglos da und schläft. Da ihre nadelspitzen Zähnen nunmehr brav im Mund verbleiben, kann er sie mit Leichtigkeit behandeln: Er dreht sie auf den Rücken, zieht das Fell hoch, sticht vorsichtig die Injektionsnadel ein und lässt den Cocktail Milligramm für Milligramm ins Blut träufeln. Und wieder wartet er.

Und wartet.

Als die Maus sich zu regen beginnt, schubst er sie erneut in den Narrenkäfig: keine Reaktion. Wie im langweiligen Drehbuch eines griechischen Festivalbeitrags verharrt sie wiederum reglos am Käfigrand, weit weg von der Menge. Nach zehn bis fünfzehn Minuten fasst sich der Mäuserich ein Herz und kommt mit einem Schlag zu sich. Er wendet sich um, zuerst zögerlich, doch dann stürzt er sich wie ein Wirbelwind in das Mäusegedränge und mischt sich unter den Mob. Eine pelzige Masse tanzt entfesselt »Lambada«! Im Getümmel trifft er auf eine herausfordernde Mäusedame: Eros, im Kampf unbesiegbar, er fängt sofort Feuer, und nun gibt es kein Halten mehr.

Kid ist begeistert. So nahe geht ihm der Stimmungsumschwung des einsamen Mäusecowboys, dass er sich selbst im Rhythmus des erschöpften Nagetiers zu wiegen beginnt und gar nicht mehr daran denkt, die Veränderungen in dessen Verhalten aufzuzeichnen. Taumelnd stolpert er, will sich noch am Labortisch festhalten, und der riesige Glasbehälter mit dem Narkosemittel zerschellt am Boden. Die Atmosphäre verdichtet sich gefährlich.

Kid selbst kann rechtzeitig den Atem anhalten, doch im selben Augenblick fällt ihm ein, dass die Mäuse den Ausdünstungen möglicherweise nicht standhalten können. Daher springt er rasch zum Käfig, reißt den Riegel aus der Verankerung und befreit sie. Sie stürmen heraus, rollen auf dem Boden umher, entwirren sich wie Garnknäuel, nach oben und nach unten, nach links und nach rechts, und dann strömen alle, einem milchigen Bach gleich, zum Ausgang, ein für alle Mal dem Gas entronnen.

Ja, sie entrinnen der Umklammerung des Narkosemittels, Kid jedoch nicht. In seinem Bemühen, sie zu retten, läuft ihm die Zeit davon, er wird blau im Gesicht, hält nicht mehr länger aus, atmet tief ein und sinkt wie ein nasser Sack zu Boden. Ein tiefer Schlaf überkommt ihn, und er beginnt zu schnarchen.

Inzwischen sind die Mäuse bereits außerhalb des Labors, weit weg vom Gebäude des Pharmakonzerns angelangt, auf den Straßen der Menschen und verloren in einer anderen, genau so unvorhersehbaren, zusammenhanglosen und widersinnigen Welt, tragen sie das Wissen um die Wahrheit von der Liebe und vom Leben in sich. Die geflohene Labormaus, »Versuchstier M-106«, hat auch die Befunde mitgenommen. Alles ist im Grunde eine Frage der Hormone, doch Kid hat nicht einmal Aufzeichnungen machen können.

Und selbst wenn Kid es geschafft und die ganze Welt davon erfahren hätte, was hätte er denn davon gehabt?



© Andreas Maloris: O mys draptevei. Entnommen dem Erzählband »Tipota, tipota/Nichts, nichts«, Ekdoseis Armida Nikosia, 2005.

Andreas Maloris wurde 1955 in Acheleia/ Paphos geboren. Er studierte Medizin in Thessaloniki und Johannesburg und ist seit 1991 als Arzt in Limassol tätig.

Christiana Avraamidou

## Ohne Titel

»Bitte nicht berühren« und »Vorsicht zerbrechlich«,  
Anweisungen in jeder Ecke der Schauvitrine.  
Was soll ich mit der Schönheit,  
wenn ich sie nicht berühren darf?  
»Zehn Meter Abstand vom Gemälde halten«  
und »Zwanzig Meter Abstand halten  
zum Genießen der Aussicht«.  
Was soll ich mit dem Leben,  
wenn man mir nicht gestattet, es zu leben?

»Bitte nicht berühren«  
und vor allem nicht vergessen:  
Was ihr hier drin kaputt macht,  
wird euch teuer zu stehen kommen.

Was soll ich mit einer Schönheit,  
die ich nicht berühren darf?

## Ohne Titel

Dieser Zug endet hier ...

Mit zwei Tulpen und einem weißen Hut,  
so kam ich.  
Der Stuhl war alt,  
er trug uns nicht.

Nur ein paar Worte wollte ich verlieren  
und hab dich verloren,  
Es wurde Nacht,  
und ich liebte dich noch.

Der Stuhl war schuld.  
Er war alt und hölzern.

## Ohne Titel

Ich hasse dich nicht,  
Ich vermisse dich nur.  
Mit dem einen Finger,  
dem kleinen.

## Ohne Titel

Ich hab das Zeitgefühl verloren,  
hab es auf der kleinen Bank in  
unserm Viertel gelassen.  
Wissentlich ruht es dort die letzten  
acht Jahre.

Wenn es noch dort ist!  
Und wenn es acht sind!  
Ich hab doch das Zeitgefühl verloren.

## Ohne Titel

Sprich nicht mehr über Träume an den Abenden...  
Nicht vieles hält  
mich am Leben.

Ein wenig Tabak,  
ein Glas Wodka  
und eine Orange.

## Ohne Titel

Ich könnte dir ein wenig  
von meiner Trauer geben,  
sie ist blond, schlank und hat schöne Augen.  
Ich halte sie warm, unter dem Kissen,  
bis die Schultern schwer werden an den Abenden.

Ich könnte dir reichlich von meiner  
Trauer geben,  
doch ich fürchte,  
du könntest dich an sie gewöhnen.

© Christiana Avraamidou; entnommen den Lyrikbänden »Enas logos gia n'agapiseis ti nychna/Ein Grund, die Nacht zu lieben«, Planodion, Athen 2002, und »Oles oi meres chioni/Alle Tage Schnee«, Planodion, Athen 2005. Das Gedicht »Bitte nicht berühren« ist unpubliziert.

## Endstation

Er wartete auf den 222er. Der 235er fuhr zwar auch in seine Richtung, doch der 222er kam regelmäßiger, daher war es naheliegend, ihn zu nehmen. Der 622er blieb zwar genau vor seinem Wohnhaus stehen, und auch von der Haltestelle des 815er waren es nur fünfzig Meter bis zur Eingangstür, doch heute – wie auch in den vierzehn Tagen zuvor – würde er nicht nach Hause gehen. Folglich gab es keinen Grund, den 622er oder den 815er zu nehmen. Ganz zu schweigen davon, dass sie an der Busstation, an der er gerade wartete, gar nicht hielten.

Die Nacht war eine der kältesten, an die er sich erinnern konnte, seit er in diese Stadt gekommen war. Obwohl er ein Wollhemd, einen Pullover und eine Lederjacke trug, war die Kälte durchdringend. Während seine Hände in den Jackentaschen steckten und sein Mund am Kragen seiner Jacke nippte, trat er lautlos auf der Stelle – ein letzter Versuch, seine Fußzehen doch noch zu spüren. Es war kurz nach Mitternacht, und drei bis vier Personen, die gerade ihre Schicht beendet hatten, warteten auf den Bus.

Nachdem er sie einige Minuten lang gemustert hatte, fiel ihm auf, dass ihnen zwei Dinge gemeinsam waren. Alle standen sie in ihren Sportjacken gebückt und schweigend da, und alle hielten sie den größtmöglichen Abstand zu ihm. Dies überraschte ihn mittlerweile nicht mehr. Vor einem Jahr – ja, da vielleicht. Doch jetzt nicht mehr. Sooft er an Haltestellen auf den Omnibus, den Trolleybus oder den Zug wartete, erging es ihm ähnlich. Und das kam nicht gerade selten vor.

Der Bus war nicht in Sicht, und es war eine Viertelstunde vergangen, seit er seine letzte Zigarette aufgeraucht hatte. Es fiel ihm schwer, aber er schaffte es. Doch keiner aus der Runde würdigte ihn eines Blickes. Dabei ist es nicht gerade die leichteste Sache der Welt, hätte er ihnen gerne erklärt, mit Fäustlingen eine Zigarette aus dem Päckchen zu ziehen. Mühsam steckte er sich die Kippe in den Mund. Sogleich fiel ihm ein, dass er nur Streichhölzer dabei hatte. Statt zu fluchen, hätte er gerne gelacht. Ha ha, zum Schenkelklopfen, wie? Doch er lachte nicht. Ans Ausziehen der Fäustlinge war nicht zu denken. Nicht bei dieser Hundekälte.

Er ging auf einen jungen Mann zu, der auch mit brennender Zigarette wartete.

»Hallo, haben Sie Feuer?« fragte er so kühl, wie es der Atmosphäre angemessen schien.

Wortlos zog der Angesprochene ein Zippo aus der Jackentasche – sein Kopf blieb dabei reglos, nur die Hände bewegten sich –, er ließ es geschickt aufschnappen und streckte ihm widerwillig die Flamme entgegen. Sieh mal einer an, er trug nicht einmal Handschuhe!

»Danke. Sauwetter, was?« lächelte er und tat einen tiefen Lungenzug.

»Mhm«, brummte der andere zwischen den Zähnen.

»Ungefähr so müssen sich 1940 unsere Jungs im Pindusgebirge gefühlt haben, nicht wahr?« sagte er, wobei er sich ein Lächeln nicht verkneifen konnte. Bei Gott, manchmal war er ein rechter Witzbold.

»Ja, so ähnlich«, entgegnete der andere mit einem Gesichtsausdruck, der besagte: »Wir wollen's nicht gleich übertreiben, Kumpel.« Das entging ihm nicht. Er war nicht dumm. Ja, er war sogar ziemlich clever. Mit der Zigarette im Mundwinkel und mit den Händen in den Jackentaschen machte er ein paar Schritte zurück zu seinem Platz.

Da sah er den Bus kommen. Verdammt, ausgerechnet jetzt! Er fragte sich, ob er wohl noch einen Zug inhalieren konnte, bevor der Bus anhielt. Er konnte. Zwei sogar. Er war ein fixes Kerlchen, klar wie Kloßbrühe. Mit der Zunge schob er die Zigarette aus dem Mund, ließ sie fallen, trat sie aus, und immer noch mit den Händen in den Jackentaschen trat er auf die Bustreppe. Vor dem Einsteigen warf er insgeheim einen Blick auf die elektronische Anzeigentafel über der Tür. Sie zeigte die Zahl 222.

Er fand einen Sitzplatz im hinteren Wagenteil, setzte sich und lehnte die Stirn an die Fensterscheibe. Seine Fahrkarte entwertete er nicht. Das wäre ja noch schöner, wenn im letzten Bus noch ein Kontrolleur einstieg.

Der Bus war fast leer. Etwa fünfzehn Fahrgäste saßen wortlos auf ihren Plätzen. Alle, die am Fenster saßen, beobachteten die Autos auf ihren nächtlichen Fahrten, welche die Stadt ihnen abverlangte.

Wer nicht am Fenster saß und sonst nichts zu beobachten hatte, zählte die Schnürsenkellöcher seiner Schuhe.

Ein kleines Kind und seine Mutter erhoben sich, und die Mutter drückte den Knopf mit der Aufschrift »STOP«, während sich das Kind an ihren Oberschenkel klammerte. Die Augen des Kindes sahen ihn durchdringend an mit diesem indiskreten, prüfenden Blick, den nur Kinder haben. Es wandte sich an seine Mutter: »Mama, was hat denn der Herr dort?« und deutete verwundert in seine Richtung.

Die Mutter des Kleinen antwortete, ohne sich umzuwenden:

»Gar nichts, mein Schatz, gar nichts«, und – mehr in Eile denn aus Fürsorge – drückte sie sein Gesicht an ihre Hüfte.

Die Tür ging auf, sie stiegen aus, die Mutter nahm das Kind an der Hand, und als sie die Straße überquerten, warf der Kleine einen letzten Blick auf den seltsamen Fahrgast, als wolle er sich sein Gesicht einprägen, um morgen in der Schule seinen Freunden davon zu erzählen.

In den darauffolgenden zehn Minuten machte der Bus noch an zwei Haltestellen Station, wo alle übrigen Fahrgäste ausstiegen. Dann machte er sich auf den Weg zur Endstation. Er saß immer noch da, die Stirn an die Fensterscheibe gepresst, und sah mit starrem Blick hinaus. Er hatte nicht einmal bemerkt, dass er allein im Bus verblieben war ... Und wenn schon, es hätte ihn ohnedies wenig gekümmert. Wie sehr der Fahrer seinem Feierabend entgegenfieberte, merkte man daran, wie nachlässig er die Gänge einlegte und wie selten er die Bremse benutzte.

Als sie ans Ziel kamen, lagen dort nur ein Friedhof und ein altes verlassenes Gebäude, das vielleicht einmal ein Krankenhaus oder ein Universitätsinstitut gewesen war. In etwas größerer Entfernung ließen ein paar Wohnblocks schwache Zeichen zivilisierten Lebens erahnen.

Der Busfahrer öffnete alle drei Türen, und während er seine Aktentasche packte, erblickte er durch den Innenspiegel den reglos dasitzenden Fahrgast. Entnervt, da er schon acht Stunden hinter dem Lenkrad saß und solche Vorfälle jetzt gar nicht brauchen konnte, rief er: »He Freundchen, Endstation! Aussteigen!«

Der andere hatte seinen Blick starr aus dem Fenster gerichtet und reagierte nicht.

»He, hast du nicht gehört? Wir sind da! Ab nach Hause!« rief ihm der Busfahrer zu, der ihn immer noch durch den Innenspiegel betrachtete. Er war auf dem besten Weg, die Nerven zu verlieren.

Der andere kümmerte sich nicht darum. Die Worte erreichten ihn nicht. Sein Blick blieb nach draußen gerichtet, als hätte ihn irgendein rachsüchtiger Gott dazu verurteilt, fassungslos in eine Richtung zu starren, wo es überhaupt nichts zu sehen gab.

Der Busfahrer stand auf, ging auf ihn zu, berührte ihn zögernd an der Schulter, und sanft wie zu einem erschrockenen Kleinkind, das sich verlaufen hatte, sagte er:

»Hallo ... Du musst aussteigen ... das war's für heute ... weiter geht's nicht ... ab nach Hause, go home ... wie sagt man so schön ... bis morgen, auf ein Neues.«

Der andere blieb ungerührt, keine Reaktion und kein Blick, kein Nicken, keine Bewegung, nichts, was gezeigt hätte, dass er ihn gehört hatte, dass er verstanden hatte. Gar nichts.

»He, Alter ...«, versuchte es der Busfahrer noch einmal, doch er führte den Satz nicht zu Ende.

Er wandte sich ab, ging nach vorne zum Lenkrad, packte die Wagenschlüssel und seine Aktentasche, löschte die Lichter, blickte ein paar Sekunden lang auf den wie versteinert dasitzenden einsamen Vogel, stieg aus dem Bus und verschloss die Türen. Als er den Weg hinunter zu seinem Wohnhaus nahm, zündete er sich eine Zigarette an, machte ein paar weit ausholende Schritte und blies den Rauch kräftig aus: »Immer dasselbe.«

Der Typ im Bus blieb an seinem Platz sitzen und starrte ihm hinterher, bis die Gestalt des Busfahrers kleiner und kleiner wurde und schließlich ganz in der Finsternis verschwand.

Zelea Gregoriou

## Indochina

Jenseits der Trauer  
liegt die Gelassenheit,  
wenn sich die Seile lösen,  
Ochsengespanne  
und wilde Hirsche  
zusammen reisen  
in das Land der Mandarine.  
Sprich mich nicht an.  
Schon bin ich beiderseits hohl.  
Ich hab die Gestalt  
einer Schilfgondel angenommen,  
um und in uns  
schwimmt endlos  
das Fruchtwasser der Inseln,  
schwemmt mich, treibt mich,

dickflüssiges Vergessen  
versenkt meine Wiege.  
Sanft schaukelt die Ruhe  
der uralten Karpfen,  
wenn sie das Maul öffnen und schließen,  
regt sich das Schweigen,  
befreien sich die Silben.  
Vergessen das »Ich liebe dich«  
und die kleinen nächtlichen  
Geständnisse,  
es löst sich die Zunge.  
Zu hören unartikulierte Schreie  
und jenes gelassene tropische  
grundlose Lachen.

## Wie hieß jenes Kino

Wie hieß jenes Kino  
unten in der Stadt?  
Thunderbird,  
ein müder gelber Bau,  
wo Harry Sally kennenlernte.  
In den vereinigten Theatern  
der Vorstädte  
standen sie Schlange  
für den Club der toten Dichter.  
Das andere, in der Stadt,  
war weit weg,  
mit seinen viktorianischen Spiegeln  
und Claudels zerschlagenen Gipsfiguren.  
Wo kam die verletzte  
Robbe in meinem unbewohnten  
Haus her?  
Schreiben Sie Savanna  
auf den Umschlag,  
Ioanna aus Savanna.

Denn ich erinnere mich nicht mehr,  
wo ich wohne.  
Und mein Kopf,  
sollte ich ihn finden,  
wird überwuchert sein  
von Moos und Wurzelwerk  
und erloschenen Namen,  
mitten im Strom werden ihn  
blinde Napfschnecken besiedeln.  
Er gehört mir nicht.  
Es war ein Kino,  
ein Name, ein Fleck,  
der Ort war  
eine angenäherte, doch niemals erreichte  
Erinnerung.  
Vergessen, paranoides Vergessen  
erfüllt das Gedächtnis.  
Und ein Name  
der revoltiert, immer wieder,  
damit du wiederkommst.

## Innenräume

In meinen Träumen  
tauchen immer wieder  
lilafarbene Fächer auf.  
Zaghafte regnet es am nächsten Tag.  
Ich bin im März geboren,  
daher sind meine unfruchtbaren  
Monate vereist.  
In den Innenräumen  
beherberge ich schläfrige Katzen  
am Vortag hoher  
Feiertage und werfe sie  
auf die Straße,  
sobald sie in die  
andere Richtung blicken,  
mit frischen Kräften  
lauern all meine Feinde  
im Dunkeln  
mit weit aufgerissenen Augen  
auf die Entblößung  
meiner Seele.

Ich werde euch nicht länger  
mit Spukgestalten füttern,  
vor Kälte sollt ihr  
auf der Straße sterben.  
Ich bin es, die hölzerne Pferde baut,  
und in meine Stadt einlässt  
zum Spiel,  
während sich die Katzen wohligh  
an mir reiben,  
während die schönen Männer von Ilion  
heimlich ihre Hände  
in meine offene Bluse gleiten lassen.  
Bis zum März  
wird ein fanatischer Krieger  
das hölzerne Pferd anzünden.  
Ganz tief  
in meinem Unterleib  
wird er Feuer legen.

## Begegnung in der Tundra

Seit Tagen sagte sie ihm,  
wie schlimm es sei,  
alleine zu schlafen,  
alleine aufzubrechen,  
jeden Morgen kleiner zu sein,  
er stimmte zu,  
und so planten sie gemeinsam  
ein Treffen in der alten  
Hütte der Tundra.

In der alten Hütte  
der Tundra  
gingen gestern Rentiere an Land,  
legten ihr Geweih ab,  
ihre Namen,  
und leer wie  
Engel  
traten sie ein,  
und wiederum war Tundra  
und Einsamkeit  
und noch mehr Einsamkeit  
ohne ein Wort.

© Zeleia Gregoriou: Indokina, Pos to legane ekeino to sinema, Sta esoterika domatia, Synantisi sti toundra.  
Entnommen dem Lyrikband: »Kareta, kareta/Caretta, caretta«, Nikosia 1993.

## Der Gutsherr und Margarita

### *Inhalt:*

*Ort und Zeit der Handlung: eine kleine britische Kolonie irgendwo in der Levante am Anfang des 20. Jahrhunderts. Unter der gemischten, christlich-muslimischen Bevölkerung regt sich Widerstand, und die politische Lage ist durch Unstimmigkeiten zwischen den beiden Gruppen angespannt. Homer Kyroleon, Frauenheld und Lokalpolitiker, ist ein reicher christlicher Gutsherr, der einem Aufstand ablehnend und kritisch gegenüber steht. Er ist mit der fügsamen Margarita verheiratet, die hellseherische Fähigkeiten hat und mit den Tieren spricht. Trotz seiner Affären ist sie Kyroleon leidenschaftlich zugetan. Am Beginn des Romans ereilt Kyroleon ein schwerer Schicksalsschlag: der Tod seiner einzigen Tochter Polyxeni. Nach dem tragischen Ereignis kehrt Kyroleons rebellischer Sohn Adonis von seinen Studien aus Paris zurück. Beide Ereignisse lösen in Kyroleon einen tiefen inneren Wandel aus. Er verfällt der verführerischen Gethsemane, einem Flüchtlingsmädchen ungewisser Herkunft, das seine Tochter sein könnte und das eine heimliche Liebesbeziehung zu Adonis angefangen hat. Auf politischer Ebene weist Kyroleon die Möglichkeit von sich, einen geplanten gemeinsamen christlich-muslimischen Aufstand gegen die Kolonialherren zu verhindern, obwohl er weiß, dass dies zu einem Flächenbrand führen könnte, der die willfähige Klasse der Gutsherren, zu der er selbst ja gehört, vernichten würde. In der Zwischenzeit weiß Margarita durch ihre magischen Fähigkeiten von der gemeinsamen Geliebten, die ihr Mann und ihr Sohn teilen, und zum ersten Mal regt sich Widerstand in ihr. Sie bringt Gethsemanes Stiefmutter dazu, Kyroleon die Affäre auszureden. Der Roman erreicht in der Nacht des Aufstands seinen Höhepunkt, als Kyroleon entdeckt, dass er und Adonis in dieselbe Frau verliebt sind. Es kommt zur Auseinandersetzung, wobei Adonis durch unglückliche Umstände schwer verletzt wird. Kyroleon, im Glauben, er hätte seinen Sohn getötet, führt seinen eigenen Tod in der Rebellion herbei. Am Ende des Romans verliert sich Margaritas Spur.*

Margaritas Augen waren von demselben strahlenden Indigoblau wie die winzigen, durchsichtigen Schnecken auf den Sanddünen, deren Häuschen als Färbemittel für Baumwollstoffe hoch in Kurs standen. Bis auf die Augen war ihr Gesicht unauffällig, Mund und Nase waren durchschnittlich und ihr blondes Haar hing in dünnen Strähnen herab. Margarita wirkte nur schön, wenn sie sprach. Sie besaß eine außergewöhnlich zarte Stimme, nicht so schrill oder heiser wie die Stimmen der anderen Dorffrauen. Könnte eine Nachtigall sprechen, dann mit Margaritas Stimme, mit diesem einzigartigen Tonfall, der jeden Zuhörer in seinen Bann schlug. Und tatsächlich sagten die Dorfbewohner, halb verächtlich und halb bewundernd, seit Margaritas Hochzeit mit Homer Kyroleon immer wieder: »Diese Stimme lockt selbst eine Schlange aus ihrem Versteck.«

Margarita hatte zwar niemals versucht, diesem sprichwörtlichen Kunststück nachzueifern, doch die Tatsache, dass sie eine Ehe mit Kyroleon aufrecht erhalten konnte, ohne verrückt oder verbittert zu werden, galt den Dorfbewohnern als gleichwertiges Husarenstück. Und es stimmte: Eine Frau mit Margaritas blinder Ergebenheit, doch ohne ihre unvergleichliche Stimme hätte niemals durch die aufgewühlte See steuern können, die sie in ihrer Ehe mit Kyroleon durchschiffte. Sie wäre bald an den schroffen Felsen seines herrischen Starrsinns zerschellt oder in den Stürmen seiner Stimmungsumschwünge ertrunken, die niemals wilder und unvorhersehbarer tobten als in Zeiten, wenn er wie besessen nächtelang von zu Hause fortblieb, schließlich wiederkam – hemmungslos, hohläugig und mit dem Duft anderer Frauen auf seiner Haut.

Margaritas Weg, das zerbrechliche kleine Gefährt ihrer Liebe durch diese aufgewühlte See zu steuern, war das Erzählen. Ihre goldene Stimme umschmeichelte ihn wie Balsam, erzählte von den Kindern, den blühenden Mandelbäumen, den Ländereien und Herden, dem Traum, den sie in der letzten Nacht hatte, sie redete über alles – nur nicht über den Stand ihres Ehelebens. In kaum einer halben Stunde fühlte sich Kyroleon ruhig wie ein satter Kater, seine Wut war wie fortgespült mit seinem Schuldgefühl. Er klopfte Margarita auf die Schulter und sagte mit einem Auflachen: »Nun, kleiner Orpheus, du hast es wieder mal geschafft!«

Dann befahl er den Dienern, ihm ein heißes Bad zu richten, ein sicheres Zeichen, dass die Krise endgültig überwunden war.

Als Homer Kyroleon beschloss, Margarita zu seiner Frau zu machen, war sie sechzehn Jahre alt. Sie war eine Waise und hatte seit ihrem zweiten Lebensjahr – nachdem ihre Eltern an Cholera gestorben waren – bei Onkel und Tante gelebt, die kinderlos waren und denen sie eher als unbezahlte Dienstmagd denn als eine Tochter galt. Mitgift konnte sie keine erwarten, und so glaubte jeder im Dorf, sie würde nie heiraten, sollte sie nicht ein zahn- und kinderloser Witwer zur Betreuung seiner Tattrigkeit brauchen, oder ein vertrockneter Hagestolz, der den Luxus des Alleinlebens aufgeben wollte zugunsten einer Haushaltshilfe, die seinen Wasserkessel auffüllte und seine öden Mahlzeiten kochte, da er alleine nicht mehr zurechtkam.

Am Tag, der Margaritas Leben verändern sollte, stand sie in einem abgetragenen Kleid, das ihr kaum bis zu den Knien reichte, und mit ihren blonden, zu einem Pferdeschwanz gebundenen Haaren, die auf ihren mageren Rücken herabfielen, im Vorgarten, kehrte die Hühnerkacke auf und schimpfte gerade den schwarzen Hahn wegen seiner Zanksucht aus, als sie die durchdringende Stimme ihrer Tante hörte, die einen Besucher hereinbat. Das Mädchen hielt den Kehrbesen so, dass sie durch die Tür, die zur überdachten Veranda führte, einen Blick ins Wohnzimmer werfen konnte. Sie war überrascht, die alte Louka zu sehen, eine alte Vettel, die in einer Bruchbude am Ende des Dorfes hauste.

Vom Alter gebeugt und halb blind, kam Louka durch Zuwendungen von Nachbarn gerade so über die Runden, manchmal auch durch Schecks über zehn oder zwanzig Dollar, die von einem in Mythenferne entrückten Sohn stammten, der vor vierzig Jahren als junger Bursche nach Amerika ausgewandert war und an dessen Gesicht sich nicht einmal seine eigene Mutter erinnern konnte. Man hielt sie für eine Hexe, nicht nur weil sie eine kreischende Stimme hatte, alleine lebte und schwarze Hühner hielt, sondern auch weil sie nachweislich über die Fähigkeit verfügte, Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen – ihre eigenen sowie auch die anderer Leute.

Als ihr Sohn bereits fünfzehn Jahre fort war, trat sie eines Tages auf einen Dorfbewohner zu, der sich am nächsten Tag einschiffen wollte: »Ich höre, du fährst nach Amerika.«

Sie sagte »Amerika« ohne jegliche Ehrfurcht in der Stimme und brachte dadurch die Umstehenden zum Lachen. Es hörte sich eher an, als wollte der Mann in ein Nachbardorf fahren und weniger an einen Ort jenseits von Meeren und Ozeanen, der Menschen so endgültig verschlang wie der Tod. Der einzige Unterschied war, dass vom Friedhof keine Dollarschecks mehr zu erwarten waren.

»Wenn du dort ankommst und deinen Abendspaziergang machst«, meinte Louka unter dem anschwellenden Gelächter der Umstehenden, »dann grüße meinen Sohn.«

Dann machte sie kehrt und ging seufzend fort, und der Mann, dem sie ihren mütterlichen Auftrag erteilt hatte, seufzte auch bei dem Gedanken, dass er seinen Freunden und Verwandten bald genau so verloren und unerreichbar sein würde wie Loukas Sohn seiner Mutter.

Sieben Monate später traf ein an Louka adressierter Brief mit einer Briefmarke aus Übersee ein. Angesichts dieses außerordentlichen Vorfalls wurde die Empfängerin in das sonst nur von Männern besuchte Kafention zitiert, wo ihr der Lehrer den Brief vorlas:

»Liebe Tante Louka, es geht mir gut und ich hoffe, Dir ebenso. Ich habe Deinen Sohn, den ich tatsächlich getroffen habe, von Dir begrüßt. Er sagt, es geht ihm gut. Er ist mit einer Polin verheiratet. Amerika ist groß, nur Schnecken isst man hier keine. Herzliche Grüße an meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder, meinen Freund Fivos und alle anderen im Dorf. Ist Lela, die Tochter des Schusters, schon jemandem versprochen? Hochachtungsvoll, der Unterzeichnete.«

Seit diesem Vorfall begannen zahlreiche Leute, Loukas Dienste in den kleinen Zauberfragen des Alltags in Anspruch zu nehmen. Man bat sie, den Wünschelrutengänger zu begleiten, um die Aufindung einer Quelle sicherzustellen, oder bei einer Geburt dabei zu sein, um die Gesundheit von Mutter und Kind zu gewährleisten. Aber vor allen Dingen ersuchte man sie, als Heiratsvermittlerin aufzutreten in Fällen, in denen man eine Zurückweisung befürchtete.

Als eines strahlenden Morgens Kyroleon vor der Tür ihres Hauses stand, das aus einem einzigen Raum bestand, der als Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer und Stall diente, zwinkerte ihm Louka

mit dem einen, dem guten Auge zu und sagte: »Willkommen, Homer Kyroleon. Es ist an der Zeit, dass du dich verheiratest. Wer ist die Glückliche?«

Ihr Gast, der vor lauter Überraschung seine gewohnte Arroganz vergaß, platzte mit der Antwort heraus: »Margarita, das Waisenmädchen!«

Und seine Verstimmung wuchs, als die alte Vettel auflachte mit einer Stimme, die an das Knistern brennender, vertrockneter Zweige erinnerte:

»Gut, ich mach's, aber du brauchst mich eigentlich nicht. Man wird dich nicht abweisen, obwohl's besser wär.« (...)

© Andriana Ierodiconou; entnommen dem Roman »Margarita's Husband, a fable of the levant«, Ekdoseis Armida, Nikosia 2007.

Andriana Ierodiconou, geb.1952 in Nikosia, ist zweisprachig aufgewachsen (Griechisch und Englisch), publiziert in englischer Sprache, lebt in Bordeaux, Frankreich.

Nora Nadjarian

## Die Stadt

*Warst du in der Stadt?*

Ja, es war schmerzlich.

*Was hast du gesehen?*

Ich habe einen Mann gesehen, der mit seinem Laptop tanzte,  
eine Frau, die ihr Handy küsste,  
ein Kind, das Fische von der Straße klaubte  
und gegen die Bordsteinkante schlug, Bauarbeiten  
am Himmel, Mülltüten zur Miete,  
Autos aus Geldscheinen.

*Was hast du gehört?*

Ich hab die zehntausend Wehklagen  
des Muezzins gehört, die zehntausendundeins  
Antworten des Priesters, das Wiegenlied des Donners,  
laute Beleidigungen, hin und her geschleudert  
wie Steine, das Brechen der Herzen,  
das Knirschen des Wandels

und Politiker, die ihre Stimmübungen machten.

## Jasmin

Sie erreichte die Linie:  
dem Parfüm, dem weißen Duft  
folgend. Jasmin.

Es war wie ein Besuch in ihrer  
Kindheit, wie dieser sanfte Hauch  
von Blüten aus dem Nachbarsgarten,

an dem sie vorüberging, ein Kind,  
das auf den Zaunlatten Harfe spielt.  
Komm, komm, der Duft zog sie mit sich,

Immer schon. Doch der Garten gehörte ihr nicht,  
wie man ihr sagte. Noch das Aroma,  
das sie schmeichelnd dazu trieb, fremdes Eigentum zu betreten.

Nun, als sie die ungerade,  
unsichtbare, unüberwindliche Linie übertrat  
und als der Blauhelmsoldat

mit millimeterscharfem Augenmaß ihre Füße taxierte  
und als sein Mund sich  
zu einem HALT! öffnete,

war sie wieder ein Kind, ein laufendes, starkes Kind.  
HALT! riefen sie, doch sie drehte sich nicht um.  
Zornige Seiten fehlten im Buch

ihres Lebens. Und, atemlos, dachte sie  
an den Jasmin, den sie finden wollte, an das Haus,  
das sie sehen wollte, an den Garten, an den Zaun

und an das begrabene Herz ihres Vaters.

## Vergiss nicht

Letzte Nacht kam die Vergangenheit wieder zu Besuch,  
schlang ihre Arme um meinen Hals  
und flüsterte: Ich bin's. Vergiss nicht.

Ich klopfte an eine Tür, und eine Frau öffnete.  
Sie sagte auf Türkisch: Komm herein. Willkommen.  
*Hosgeldiniz. Hosgeldiniz.*

Sie reichte mir ein Album mit Fotos von mir,  
meinem Mann, unseren Kindern, diesem Haus,  
vor 1974. Das blaue Album. Mein Wohnzimmer.

Ich habe es für dich aufbewahrt, sagte sie.  
Ich dankte ihr auf Griechisch. *Efcharisto poli.*  
Es war, als dringe ein Stecknadelkopf

zwischen jedem Wort ein – in die Luft, in den Augenblick,  
in den Traum. Sie bot Kaffee und Süßes an.  
Eine von uns war zu Gast, die andere Gastgeberin – aber welche von uns?

Oh, es gibt Träume, die keinen Sinn ergeben.  
Dreh die Tasse um, sagte sie. Ich lese dir  
den Kaffeesatz und wir erfahren etwas über die Zukunft.

Ja, sagte ich, ja. Wie zwei Freundinnen teilten wir ein Geheimnis  
und die Muster der Zukunft an den Wänden der Tasse  
brachten uns dazu, an der Schulter der anderen

all diese dreißig Jahre alten Tränen zu weinen – endlich, verspätet,  
zwei Schwestern, die Mütter waren, Ehefrauen, Töchter,  
vor so langer Zeit. Dann kam die Vergangenheit, nahm zwischen uns Platz

und weckte mich mit einem Flüstern:  
Ich bin's. Vergiss nicht.

# Ahmet! Ayse!

»Tell them I came, and no one answered,  
That I kept my word,« he said...  
*The Listeners, Walter de la Mare*

Nun können wir hinübergehen,  
Ahmet, Ayse.

Ich werde die Straße finden,  
der Name von der Zeit ausgelöscht,  
das Haus, Nummer und Eingangstür  
von den Jahren hinweggefegt.

Ich werde den Fußspuren meiner Großmutter  
in die Tiefen  
alter Fotografien folgen,  
ihre Stimme in meinen Gedanken heraufbeschwören,  
die mir Anweisungen gab, denen ich kaum  
zuhörte, voller Ungeduld:

Victoria Street, versuch sie zu finden.  
Da steht ein Haus, das einzige  
mit einer grünen Tür –  
öffne sie.  
Vom Balkon an der Rückseite  
ruf meine guten Nachbarn:  
Ahmet! Ayse!  
So laut, dass sie dich hören können.

Sag der Stille,  
ich sei zu meiner Enkeltochter geworden.  
Sag ihnen, ich sei weit fort.  
Sag ihnen, ich sei zu spät gekommen.



© Nora Nadjarian: The City; Don't forget; Jasmine; Ahmet! Ayse! Entnommen dem Gedichtband »Cleft in Twain«, Zypern 2003.

Nora Nadjarian, geb. in Limassol, dreisprachig aufgewachsen mit Armenisch, Englisch und Griechisch, sie publiziert vorwiegend in englischer Sprache.

